

HELMUT RIX

## DIE MODERNE LINGUISTIK UND DIE BESCHREIBUNG DES ETRUSKISCHEN

Die theoretische Beschäftigung mit der Sprache hat in den letzten Jahrzehnten bedeutende Fortschritte erzielt. Neue Modelle für die Beschreibung und das Verständnis des Phänomens Sprache wurden entwickelt. In lebhafter Auseinandersetzung zwischen verschiedenen Schulen werden die Modelle fortwährend verbessert. Diesem Streben nach Vervollkommenung der Theorie gegenüber ist in neuerer Zeit die empirische Seite der Linguistik etwas zurückgetreten<sup>1</sup>. Das ist aus zwei Gründen bedauerlich. Einmal vermag nur die Applikation auf eine natürliche Sprache zu erweisen, ob eine logisch konsistente Theorie auch praktisch brauchbar ist. Zum anderen ist zu erwarten, daß die Applikation eines theoretisch fundierten Sprachmodells auch die Einsicht in eine natürliche Sprache fördert.

Auf diesem Hintergrund ist es zu verstehen, wenn sich die folgenden Überlegungen<sup>2</sup> in erster Linie mit den Möglichkeiten befassen, die sich aus der Anwendung moderner linguistischer Modelle für das Etruskische ergeben. Da aber eine solche Applikation gleichzeitig ein Testverfahren ist, sollen auch die Folgerungen angedeutet sein, die sich daraus für die Brauchbarkeit der linguistischen Modelle ergeben. Daß das Etruskische als Sprache mit besonderer Problematik ein besonders geeignetes Applikations- und Testobjekt abgibt, versteht sich von selbst.

### I

Das Etruskische<sup>3</sup> wird seit einem nicht genau feststellbaren Zeitpunkt der römischen Kaiserzeit nicht mehr gesprochen. Wir kennen es aus ungefähr 10000 Texten, die aus der Zeit zwischen dem

<sup>1</sup> Das beklagt auch W. Dressler, *Linguistische Berichte* 4, 1969, 71.

<sup>2</sup> Sie wurden in etwas anderer Form am 29. 1. 70 im Rahmen des Studium Universale der Universität Bonn vorgetragen.

<sup>3</sup> Für die allgemein bekannten Fakten sei hier ein für allemal auf M. Pallottino, *Die Etrusker* 1965 (Fischer Bücherei des Wissens 604) verwiesen. — Die etruskischen Texte sind hier soweit möglich nach den *Testimonia linguae etruscae* (TLE) ed. Pallottino 1968 zitiert.

7. Jh. v. Chr. und dem 1. Jh. n. Chr., im wesentlichen aus dem Gebiet zwischen Arno, Tiber und Tyrrhenischem Meer stammen. Die Texte sind fast ausnahmslos Inschriften. Die einzige Ausnahme ist die Handschrift auf einer Leinwandrolle (*liber linteus*), die in Streifen zerrissen als Mumienbinde gefunden wurde; sie ist mit etwa 1500 Wörtern Umfang auch der längste etruskische Text. Nur zwei weitere ergeben mehr als eine halbe Druckseite. Neunzig Prozent aller etruskischen Texte füllen nicht einmal eine Druckzeile; viele sind überdies durch Beschädigung des beschrifteten Gegenstandes verstümmelt. Wir haben also ein Textcorpus vor uns, dessen Umfang einerseits beschränkt, andererseits aber doch so groß ist, daß nach aller Erfahrung gewisse Schlüsse auf die durch das Corpus repräsentierte Sprache möglich sind.

Das Etruskische ist 'entziffert', d. h. seine Texte sind vollständig lesbar. Sie sind in einem Alphabet geschrieben, das aus dem griechischen abgeleitet ist und das Vorbild für das lateinische abgegeben hat. Es ist heute möglich, für jedes etruskische Graphem wenigstens annähernd den Bereich der phonetischen Realisierung anzugeben. Auch das Verhältnis der Grapheme (Buchstaben) zu den Phonemen ist im ganzen klar, wenn auch noch nirgends schriftlich formuliert. Die Schrift legt also einer linguistischen Beschäftigung mit dem Etruskischen keine Hindernisse in den Weg. Sie bietet sogar für die sprachliche Analyse eine wichtige Hilfe; denn die meisten etruskischen Texte sind durch Punkte oder Abstände in Graphengruppen gegliedert, die offenbar der (ohnehin nicht scharf definierbaren) Große Wort entsprechen.

Bei einer Aufzählung der vom Etruskischen bekannten Fakten sind schließlich die etwa sechzig — leider nur zum Teil brauchbaren — Glossen zu nennen, Wörter in lateinischem oder griechischem Kontext, die als etruskisch bezeichnet werden und deren Bedeutung angegeben ist, etwa *celius Tuscorum lingua september mensis dicitur* (TLE 824) „*celius* heißt in der Sprache der Etrusker der Monat September“. Dazu kommen einige lateinische Wörter, für die etruskische Herkunft überliefert oder wahrscheinlich ist, wie *subulō* „Flötenspieler“ (TLE 851).

Die Randerscheinung der Glossen und Lehnwörter ist der einzige Fall, in dem uns etruskische Wortbedeutungen unmittelbar bekannt sind. Sonst ist beim Etruskischen, anders etwa als beim Lateinischen, Altgriechischen oder Klassisch-Arabischen, die Kenntnis der Sprache in der Tradition vollständig abgerissen. Das stellt zweifellos ein beachtliches Hindernis für die Beschäftigung mit dieser Sprache

dar. Aber die besondere Problematik des Etruskischen erhellt daraus noch nicht genügend; denn ein Abreißen der Tradition ist auch beim Hethitischen, Oskisch-Umbrischen, Tocharischen oder, um auch ein nichtindogermanisches Beispiel zu nennen, beim semitischen Akkadischen der mesopotamischen Keilschrift festzustellen. Alle diese Sprachen erhalten jedoch Aufschlüsse aus ihrer Verwandtschaft mit bekannten Sprachen und dem dadurch möglichen Vergleich sprachlicher Einzelzüge. Über das einschlägige Verfahren wird noch zu sprechen sein (S. 158). Hier sei nur soviel gesagt, daß allen Bemühungen zum Trotz bis heute dieser Weg für das Etruskische keine nennenswerten Erkenntnisse erbracht hat.

Gegeben ist also beim Etruskischen ein größeres, aber doch beschränktes Corpus von Texten, die in lesbaren und auf Phoneme beziehbaren Graphemen geschrieben und meistens äußerlich in 'Wörter' gegliedert sind. Dazu kommen einige Wortbedeutungen aus Glossen und Lehnwörtern. Gesucht sind für den Philologen der Inhalt der Texte, für den Linguisten der syntaktische Bau und die morphologische Struktur der Sprache sowie Bedeutung und Funktion der einzelnen belegten Wörter und Formantien.

## II

Bei dieser Sachlage ist es klar, daß von den in den letzten Jahrzehnten entwickelten Grammatikmodellen für das Etruskische eines nicht — oder jedenfalls nicht unmittelbar — brauchbar ist, nämlich die generativ-transformationelle Grammatik Noam Chomskys<sup>4</sup>. Für Chomsky ist bekanntlich Gegenstand der Grammatik die sprachliche Kompetenz des idealen Sprecher-Hörers. Nun ist fraglich, ob bei nicht mehr gesprochenen Sprachen überhaupt eine Kompetenz zu erreichen ist; in dem von Chomsky geforderten Umfang ist dies sicher nicht der Fall. Freilich gehen z. B. die Stilübungen an unseren Universitäten davon aus, daß sich der Student eine praktikable Kompetenz des Lateinischen erwerben kann, jedenfalls für eine bestimmte Stilschicht. Aber der Unterschied zum Etruskischen ist unverkennbar: das Corpus von Texten, aus dem sich eine Kompetenz des Lateinischen abstrahieren läßt, ist unvergleichlich viel umfangreicher und vor allem verständlich. Beim Etruskischen von einer Kompetenz zu reden, wäre auch

---

<sup>4</sup> Aus der umfangreichen Literatur seien nur Chomskys Standardwerke, *Syntactic structures* 1957, und *Aspects of the theory of syntax* 1965, zitiert.

unter Berücksichtigung aller bisher erzielten Einsichten absurd. Eine Grammatik, die sprachliche Kompetenz voraussetzt, kommt darum für das Etruskische nicht in Betracht.

In Chomskys Modell ist die Grundlage einer Grammatik die syntaktische Komponente, die aufgegliedert ist in die universale Tiefenstruktur und die spezielle, d. h. einzelsprachliche morphematische Oberflächenstruktur; der Übergang zwischen beiden ist für jede Sprache durch eigene Regeln festgelegt. Die anderen Komponenten, die semantische und die phonologische, interpretieren direkt oder indirekt die Tiefenstruktur und werden von dieser determiniert. Was wir vom Etruskischen haben, ist allein die phonologische Komponente. Natürlich gilt die syntaktische Tiefenstruktur, insofern sie universal ist, auch für das Etruskische; aber da die speziellen Übergangsregeln fehlen, hilft dies für die Erkenntnis einzelner Beschreibungen und Funktionen der Oberflächenstruktur nicht weiter. Auch von hier aus erweist sich die generative Grammatik als für das Etruskische wenig brauchbar. Was man für die Corpus-Sprachen allgemein festgestellt hat<sup>5</sup>, gilt in verstärktem Maße dort, wo wie beim Etruskischen der Inhalt der Texte erst zu ermitteln ist. Der negative Ausgang dieses Tests besagt nichts über die grundsätzliche Brauchbarkeit der generativen Grammatik. Er besagt auch nicht, daß nicht einzelne ihrer Begriffe wie der des Paradigmas durchaus auch für das Etruskische fruchtbar gemacht werden können.

Ganz anders liegen die Dinge beim strukturalistischen Modell. Anders als die generative Grammatik, die synthetisch verfährt und Phonem- und Morphemparadigmen schon voraussetzt, liefert der Strukturalismus auch heuristische Prinzipien zur Beschreibung des phonologischen Aspekts einer Sprache und zielt überdies analytisch auf die Auffindung der kleinsten sprachlichen Einheiten, der Phoneme und Morpheme. Der Vorwurf, daß damit das Phänomen Sprache nur unvollständig erfaßt sei, mag durchaus berechtigt sein. Aber für das Etruskische hat der Strukturalismus der generativen Grammatik gegenüber einfach den Vorzug der unmittelbaren Anwendbarkeit. Wir haben in den Graphemen Erscheinungen, die den Phonemen entsprechen, und wir haben Phonemgruppen, die ganz offenbar Lexemen und Morphemen oder Kombinationen aus beiden zuzuordnen sind. Zudem schließen manche Richtungen des Strukturalismus die Bedeutung als Gegenstand linguistischer

---

<sup>5</sup> Dressler, a. O. 73.

Betrachtung aus; in dem Maß, in dem dies praktisch möglich ist, muß der Strukturalismus auch zur Beschreibung der im etruskischen Corpus enthaltenen Sprache geeignet sein.

Unter diesen Umständen empfiehlt es sich, die theoretischen Positionen des Strukturalismus noch etwas genauer darzulegen. Ich folge dabei im grundsätzlichen L. Hjelmslev<sup>6</sup>, einem der konsequentesten Theoretiker der Richtung. In der konkreten Entwicklung des Modells weiche ich aber wie viele strukturalistische Praktiker<sup>7</sup> von ihm ab; ich übernehme seine fundamentalen Unterscheidungen, aber nicht deren Anwendung auf die sprachliche Wirklichkeit.

Zunächst unterscheidet Hjelmslev in traditioneller Weise zwischen dem 'Figuren'-Bereich<sup>8</sup>, dem Bereich der Phoneme, und dem Zeichenbereich, dem Bereich der Morpheme. Innerhalb des Zeichenbereichs wird dann einerseits zwischen Ausdruck und Inhalt unterschieden, entsprechend de Saussures Unterscheidung von signifiant und signifié, andererseits und unabhängig davon zwischen Form und Substanz, und zwar auf der Ausdrucks- wie auf der Inhaltsseite. Das ergibt für den Zeichenbereich die vier Größen Ausdruckssubstanz, Ausdrucksform, Inhaltsform und Inhaltssubstanz.

Unter diesen vier Größen ist hier folgendes verstanden (cf. das Schema, Abb. 1): Ausdruckssubstanz seien die Phoneme einer Sprache, Ausdrucksform die spezifischen Phonemsequenzen, die einem bestimmten Inhalt zugeordnet sind, oder, wie man bei flektierenden Sprachen auch sagen kann, aus denen ein Stamm oder ein Formans besteht (in Schema 1 *reg-* und *-ibus*). Inhaltsform wäre die bloße Existenz eines Morphems oder Lexems, die Tatsache, daß eine grammatische oder lexikalische Einheit vorliegt, eine bestimmte Stelle in Paradigma oder Lexikon, ohne Rücksicht auf Funktion oder Bedeutung (dem lat. *-ibus* entspricht ein Morphem, das übrigens auch durch *-is* ausgedrückt werden kann). Bedeutung und Funktion (im Beispiel „König“ bzw. 'Dat. Abl. + Pl.') würden dann die Inhaltssubstanz bilden.

<sup>6</sup> Prolegomena to a theory of language (transl. by F. J. Whitfield 1953), bes. S. 41 ff.; Die Sprache (Übers. v. O. Werner 1968), 41—56.

<sup>7</sup> Etwa H. A. Gleason, An introduction to descriptive linguistics 1961, 1—13.

<sup>8</sup> Statt 'figurae' gebraucht Hjelmslev für die gewöhnlich Phoneme genannten Einheiten auch 'Elemente'; da er das Wort auch in dem allgemein üblichen Sinn von 'kleinster Einheit' verwendet, wird es hier vermieden.

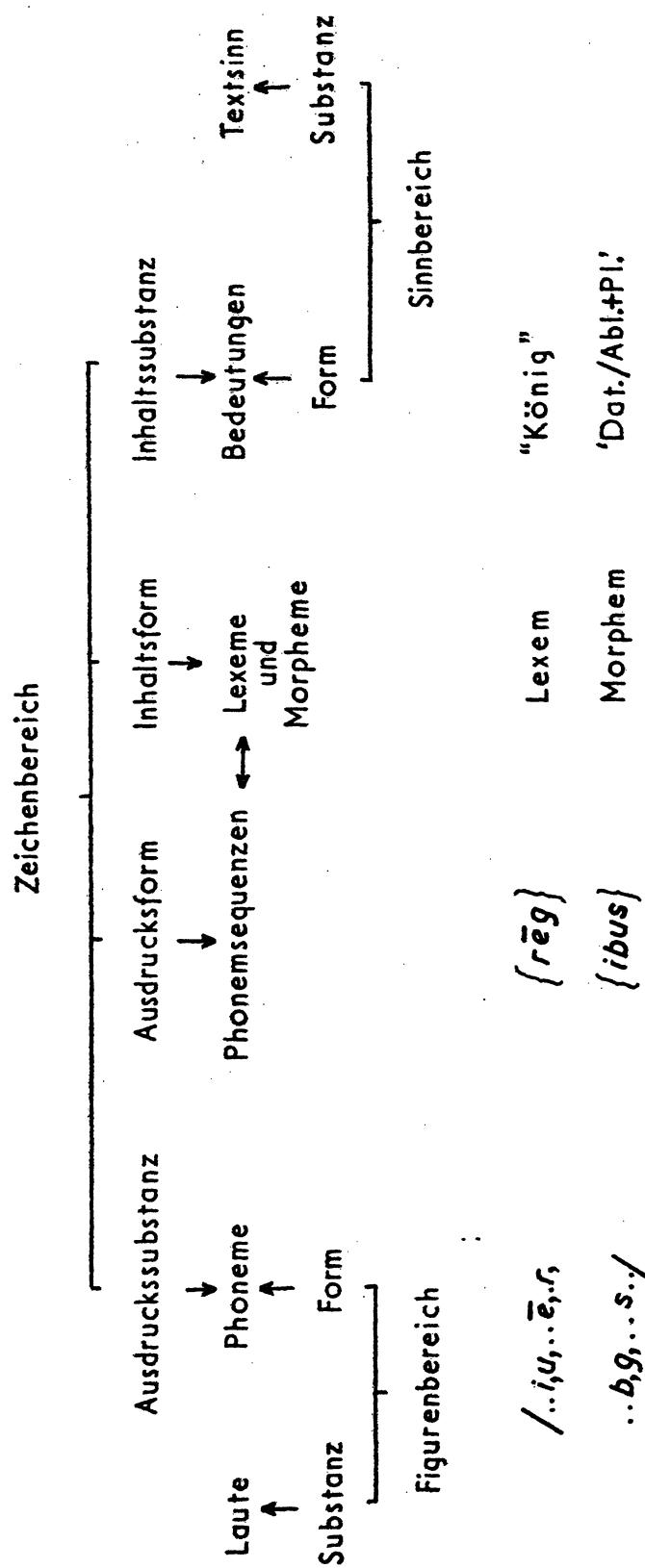


Abb. 1

Will man auch den Gesamtsinn des Textes in das Schema aufnehmen, muß man eine weitere Größe einführen. Das dabei eingeschlagene Verfahren ist von untergeordneter Bedeutung. Hier ist versucht worden, eine Parallelität zum Figurenbereich herzustellen, wo ebenfalls eine Unterscheidung von Form und Substanz möglich und üblich ist: unter Substanz sind dort die phonetischen Möglichkeiten menschlicher Sprache, die Laute, verstanden, unter Form die Phoneme einer bestimmten Sprache; Form im Figurenbereich und Ausdruckssubstanz des Zeichenbereiches sind materiell identisch. Dementsprechend ist hier an die Inhaltsseite des Zeichenbereiches ein eigener Sinnbereich angeschlossen, in dem die Substanz durch den Textsinn und die Form durch die Wortbedeutungen und Formfunktionen einer bestimmten Sprache dargestellt wird; hier sind es die Bedeutungen, die die Verbindung zum Zeichenbereich herstellen. Die Berechtigung zu diesem Verfahren leitet sich daraus ab, daß der Textsinn ebenso wie die Laute, also die Substanz im Sinn- wie im Figurenbereich von einer bestimmten Sprache unabhängig sind; ich kann die gleiche Mitteilung auf deutsch oder französisch machen.

Von diesem Modell unterscheidet sich das strukturalistischer Praktiker wie Gleason<sup>9</sup> nur dadurch, daß dort 'Textsinn' und 'Bedeutungen' mit 'Inhaltsform' und 'Inhaltssubstanz' gleichgesetzt (im Schema also um eine Stelle nach links gerückt) sind. Dabei erübrigt sich der Ansatz eines eigenen Sinnbereiches; er fällt mit dem Inhalt zusammen. In Wegfall kommt auch eine eigene Stelle für die bloßen Morpheme oder Lexeme.

Zur Abweichung von diesem üblichen Schema hat mich das Etruskische veranlaßt. Es ist nämlich dort gar nicht selten, daß man die Existenz einer grammatischen oder lexikalischen Einheit feststellen kann, ohne daß man in der Lage wäre, Funktion oder Bedeutung anzugeben; diese Einheiten sind aber auch nicht mit den Graphemsequenzen der Ausdrucksform identisch; weiter unten (S. 164) wird ein Beispiel dafür vorzuführen sein. Die Etruskologie war bisher nicht in der Lage, solche Feststellungen ohne substantielle Implikationen zu formulieren, mit dem Erfolg, daß gleichzeitig mit der Falsifikation einer solchen substantiellen Bestimmung

<sup>9</sup> Gegenüber Hjelmslev weicht außerdem die Bestimmung der Ausdrucksform ab. Hjelmslev selbst hat in seinem Schema keinen rechten Platz für die einem bestimmten Morphem zugeordnete(n) Phonemkette(n); die Subsumtion unter den „Prozeß der Ausdruckssubstanz“ (Prolegomena S. 56) ist unbefriedigend. In der Praxis ist ihm niemand darin gefolgt.

auch die grundsätzlich richtige formale Feststellung unter den Tisch fiel. Mir scheint es nun praktisch, für solche Feststellungen im Schema der Grammatik eine eigene Stelle zur Verfügung zu haben. Doch wer beim üblichen strukturalistischen Modell unter Inhaltsform zwischen der Existenz und der Substanz einer grammatischen oder lexikalischen Einheit unterscheidet, mag an diesem Modell festhalten; es kommt mir nur auf die Unterscheidung, nicht auf das Modell an.

Versucht man nun, auf dieser theoretischen Grundlage noch einmal festzuhalten, was vom Etruskischen gegeben und was gesucht ist, so würde das etwa folgendermaßen aussehen: Gegeben ist zunächst die Form des Figurenbereichs, und zwar nicht in der normalen Form der Phoneme, sondern in der der Grapheme, was aber weder theoretisch noch praktisch einen großen Unterschied macht. Gegeben ist damit gleichzeitig die Ausdruckssubstanz des Zeichenbereichs, und gegeben ist weiter in Gestalt der spezifischen Graphemkombinationen die Ausdrucksform der Zeichen. Gegeben sind schließlich bei den wenigen Lehnwörtern und Glossen Inhaltsform und Inhaltssubstanz (nach meiner Terminologie, der ich in Zukunft folgen will), wobei die Ausdrucksform nur durch das Medium einer fremden Sprache greifbar ist. Ignoriert man diese marginale Erscheinung, dann ist beim Etruskischen die gesamte Inhaltsseite gesucht, einschließlich des Sinnes der Texte.

### III

Nun hat man sich mit dem Etruskischen schon lange beschäftigt, ehe die moderne Diskussion über die Sprachmodelle einsetzte. Man hat sich auch schon früh über die hermeneutischen Methoden Rechenschaft gegeben, ja man kann sagen, daß die wissenschaftliche Etruskologie mit einer Methodendiskussion, W. Deeckes Skizze „Corssen und die Sprache der Etrusker. Eine Kritik“ von 1877 begann. Man unterscheidet üblicherweise drei Methoden: die etymologische, deren Ursprünge bis ins 17. Jahrhundert hinaufreichen, die kombinatorische, die gegen Ende des letzten Jahrhunderts begründet wurde, und die seit etwa 30 Jahren praktizierte bilingualistische Methode. Diese Methoden sind natürlich keine Besonderheit der Beschäftigung mit dem Etruskischen. Aber da keine ähnlich gelagerte Sprache der Forschung vergleichbare Schwierigkeiten entgegengesetzt, ist die Methodendiskussion beim Etruskischen von besonderer Wichtigkeit. Es erscheint darum sinnvoll, die bisherige

Methodik der linguistischen Etruskologie auf dem Hintergrund der eben vorgeführten theoretischen Basis kurz zu referieren.

Die etymologische Methode geht von einer allgemeinen und einer spezifischen Voraussetzung aus. Die allgemeine lautet: In verwandten Sprachen haben äußerlich ähnliche Wörter eine ähnliche Bedeutung; oder: Einem ähnlichen Ausdruck entspricht ein ähnlicher Inhalt. Man schließt von der Bedeutung einer Ausdrucksform der bekannten Sprache auf die Bedeutung einer ähnlichen Ausdrucksform in der unbekannten Sprache. Es ist klar, daß dabei zunächst zwei Erscheinungen der Sprachgeschichte außer Acht bleiben, die die Gültigkeit des Schlusses beeinträchtigen können: die lautgeschichtliche Entstehung von Homonymen oder Quasi-Homonymen (nhd. *Scheune* — gr. σχοῖνος „Binse“) und vor allem der Bedeutungswandel. Es ist darum nötig, die so gewonnenen Bedeutungsansätze in der zunächst unbekannten Sprache mit der kombinatorischen Methode zu testen und gegebenenfalls zu korrigieren. Das Verfahren ist grundsätzlich brauchbar, wie seine Erfolge beim Hethitischen, Oskisch-Umbrischen oder Akkadischen gezeigt haben.

Die spezifische Voraussetzung der etymologischen Methode ist die Annahme einer Sprachverwandtschaft zwischen der zu untersuchenden und einer bekannten Sprache. Ob Sprachverwandtschaft vorliegt, kann nur eine entsprechende Untersuchung der historisch dafür in Frage kommenden Sprachen ergeben. Der Test ist erfolgreich, wenn er drei Ergebnisse liefert: plausible Übersetzungen der meisten Texte, eine Grammatik, in die sich ein Großteil des Corpus einordnen läßt, und eine ausreichend genaue Liste von Phonementsprechungen. Solche Tests sind für das Etruskische in überreicher Menge durchgeführt; sie sind bisher alle erfolglos geblieben. Eine Aufzählung oder gar eine Auseinandersetzung lohnt nicht. Keiner erfüllt auch nur zwei der drei Bedingungen für einen erfolgreichen Ausgang. Das gilt auch für den Versuch V. Georgievs, des einzigen Sprachwissenschaftlers von Profession aus diesem Kreis. Nur zwei Beispiele: Wenn Georgiev *acil* mit „gestorben“ übersetzt<sup>10</sup>, ignoriert er das Vorkommen des Wortes in Töpferrstempeln, das die Annahme einer Bedeutung „Werk“ nahelegt<sup>11</sup>; Georgiev vergleichende hethitisch-etruskische Lautlehre umfaßt

<sup>10</sup> Ling. Balk. 5. 1, 1962, 29.

<sup>11</sup> R. Pfister, St. Etr. 23, 1954, 269—274; K. Olzscha, St. Etr. 29, 1961, 155 bis 173; zustimmend etwa A. J. Pfiffig, Studien zu den Agramer Mumienbinden 1963, 20, 39; H. Rix, Kratylos 8, 1963, 123

nur eine einzige von weit über hundert der Materie gewidmeten Seiten<sup>12</sup>, während etwa in Sommers lateinischem Handbuch die Lautlehre fast so umfangreich ist wie die Formenlehre.

Da allen Bemühungen zum Trotz bis heute keine ausreichend bekannte Sprache gefunden ist, die mit dem Etruskischen in erkennbarer Weise verwandt ist, kann also die etymologische Methode einstweilen bei dieser Sprache in ihrem vollen Umfang nicht angewandt werden. Erfolgversprechend ist sie nur auf dem Teilsektor der Lehnwörter, soweit diese einer bekannten Sprache entstammen. Theoretisch ist dabei der Begriff der genealogisch verwandten Sprachen durch den der Sprachen mit historischen Wechselbeziehungen zu ersetzen, was kein Problem ist. Natürlich gibt es kein außersprachliches Kriterium dafür, wann im Etruskischen ein Lehnwort vorliegt. Aber es ist doch auffällig, daß eine ganze Reihe etruskischer Wörter in kurzen Gefäßaufschriften Graphemkombinationen zeigen, die denen griechischer Gefäßbezeichnungen recht ähnlich sind (*aska culixna lextum-uz a pruxum putere qutum ≈ ἀσκός κυλίχνη λήκυθος πρόχους ποτήριον κώθων*<sup>13</sup>); die Annahme von Lehnwörtern liegt nahe, wenn man zudem bedenkt, wie viele Gefäße von Griechenland nach Etrurien exportiert worden sind.

Die kombinatorische Methode versteht sich als Versuch, das Etruskische aus sich selbst zu erklären, und zwar durch Kombination der Belegstellen für die einzelnen Wörter und Formantien. Für ein Wort oder eine Flexionsform kann danach nur eine Bedeutung angenommen werden, die an allen Belegstellen paßt. Die in der kombinatorischen Methode praktizierten Grundsätze sind für jede Beschäftigung mit dem Etruskischen unentbehrlich; wir werden später (S. 162ff.) noch einmal darauf zurückkommen. Hier soll nur auf einen Irrtum hingewiesen werden, dem bisher alle Anhänger dieser Methode unterlegen sind und den erst in allerjüngster Zeit M. Pallottino aufgedeckt hat<sup>14</sup>. Es ist nämlich durchaus nicht so, daß die Kombinatoriker, soweit sie zu Wortbedeutungen gekommen sind (und das sind alle), das Etruskische aus sich selbst erklärt haben. Die reine Kombination liefert überhaupt keine Inhaltssubstanz. Die Bedeutungen und Funktionen, die die Kombinatoriker ermittelt haben, haben sie von außen herangetragen, freilich nicht von anderen Sprachen, sondern aus dem archäologischen

<sup>12</sup> Ling. Balk. 5. 1, 1962, 5—70; 7. 2, 1963, 5—23; 9. 1, 1964, 71—75; 11. 1, 1966, 24—67; 11. 2, 1967, 5—19; Glotta 42, 1964, 219—229.

<sup>13</sup> Belege bei C. de Simone, Die griech. Entlehnungen im Etr. I, 1968, s. vv.

<sup>14</sup> St. Etr. 37, 1959, 89f.

Kontext. Manche Kombinatoriker verzichten überdies noch weitgehend auf den archäologischen Kontext; sie gewinnen ihre Wortwerte aus ihrer Vorstellung vom etruskischen Geist und sind daraufhin in der Lage, das etruskische Corpus mehr oder weniger vollständig zu 'übersetzen', natürlich mit dem Ergebnis, daß die Texte genau die zuvor hineingetragenen Vorstellungen enthalten<sup>15</sup>. Mit diesen kritischen Bemerkungen sollte durchaus nicht der Wert der kombinatorischen Methode bestritten, wohl aber die Mangelhaftigkeit ihrer theoretischen Fundierung angedeutet werden.

Die bilinguistische Methode beruht auf der Annahme, daß in Sprachen einunddesselben Kulturkreises einundderselbe Sinn in ähnlicher Weise ausgedrückt, d. h. in Inhaltsform und -substanz gegliedert wird. Die Annahme wird vor allem durch die fünfundzwanzig — freilich kurzen — lateinisch-etruskischen Grabschriften bestätigt, die offensichtlich in beiden Sprachen ganz ähnlich aufgebaut sind<sup>16</sup>. K. Olzscha, der Begründer der Methode, hat auf Ähnlichkeiten im Gebetsformular der verschiedenen Sprachen Altitaliens hingewiesen<sup>17</sup>. Die Parallelität im Aufbau der archaischen Besitzerinschriften wird unten (S. 168) noch zur Sprache kommen.

Die bilinguistische Methode steht der etymologischen ferner als der kombinatorischen, von der sie sich in zwei Punkten unterscheidet: Erstens bezieht sie ihre Einsichten in die Textsubstanz nicht vom archäologischen Kontext, sondern von historischen Parallelen. Zweitens beansprucht sie nicht nur Textsubstanz zu erkennen, sondern auch deren Gliederung auf der Inhaltsseite des Zeichenbereichs. Auch hier liegt ein grundsätzlich richtiger Ansatz vor, der allerdings ebenfalls Fehlschlüsse nicht ausschließt.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß alle bisher in der Etruskologie verwendeten heuristischen und deskriptiven Methoden nicht theoretisch fundiert sind. Bei allen liegt eine mehr oder weniger große Möglichkeit der Erkenntnis; anders wäre nicht denkbar, daß in den letzten hundert Jahren für das Etruskische eine nicht ganz kleine Reihe inhaltlicher Fakten erarbeitet wurde: der Aufbau der

<sup>15</sup> Den Extremfall dieses Verfahrens bilden die Arbeiten von H. L. Stoltenberg, etwa *Die wichtigsten etr. Inschriften* 1956 oder *Die Sprache der Etrusker* 1958.

<sup>16</sup> Zu diesen Bilinguen zuletzt H. Rix, *BzN* 7, 1956, 147—172. — Stärker sind die Differenzen auf der neuerdings gefundenen etr.-phöniz. Quasibilingue von Pyrgi (TLE 874); aber das Phönizisch-Punische gehört auch nicht direkt zum altitalischen Kulturkreis.

<sup>17</sup> Interpretation der Agramer Mumienbinden 1939 (Neudruck 1962) 3f. und *passim*.

Personenbezeichnung und der der Weihinschriften, Teile des Nominalparadigmas und einige Dutzend Wortbedeutungen. Aber da die Möglichkeiten der Erkenntnis nicht definiert sind, bleibt ein großer Randbereich heftig umstrittener Aussagen.

#### IV

Im letzten Teil soll nun versucht werden, die Hermeneutik des Etruskischen auf Grund neuerer Grammatiktheorien neu zu formulieren und auf einige konkrete Fälle anzuwenden. Ich möchte mich dabei nicht bei der Phonologie aufhalten, auch wenn man noch heute Überlegungen lesen kann, ob das Etruskische diesen oder jenen 'Laut' besessen habe, wobei die mögliche Aussprache das einzige Kriterium ist. Aber die Einsicht in die Notwendigkeit phonematischer Darstellung setzt sich auch in der Etruskologie mehr und mehr durch<sup>18</sup>. Überdies beansprucht eine etruskische Phonologie kaum allgemeineres Interesse; die spezifische Schwierigkeit, bei graphematischen minimal pairs wie *ciś*:*χiś* zwischen den Möglichkeiten von Opposition und Allophonie zu entscheiden, folgt aus der grundsätzlichen Unkenntnis des Inhalts. Schon mit der Feststellung der Inhaltsform ist auch die phonologische Frage beantwortet: *ciś* und *χiś* müssen allein auf Grund ihrer Distribution verschiedener Inhaltsform entsprechen; *c* und *χ* stehen also in Opposition<sup>19</sup>.

Wir gehen gleich zu dem Komplex von Inhalt und Sinn über. Hier sind alle drei Größen grundsätzlich unbekannt: Inhaltsform, Inhaltssubstanz und Textsinn (S. 157). Beginnen wir mit der reinen Inhaltsform. Es geht dabei um die Feststellung, wo in den vorliegenden Graphemsequenzen die Träger lexikalischer Bedeutungen und grammatischer Funktionen liegen. In der strukturalistischen Terminologie wäre das die Identifikation von Morphemen. Nun kann man leider beim Etruskischen nicht einfach nach den Vorschriften eines strukturalistischen Handbuchs verfahren; denn diese setzen Kenntnis der Inhaltsseite als selbstverständlich voraus. Dennoch können einige dort empfohlene Prozeduren auch für das Etruskische mit Erfolg angewandt werden — was zeigt, daß bei ihnen die Kenntnis des Inhalts zwar hilfreich, aber nicht notwendig

<sup>18</sup> Cf. jetzt M. Durante, *Le sibilanti dell'etrusco*, Studi . . . Pisani I, 1969, 295—306.

<sup>19</sup> Dazu neuerdings C. de Simone, St. Etr. 38, 1970 (noch nicht erschienen).

ist. Drei Prozeduren sind hier zu nennen: die Vergleichung, die Segmentierung und die Klassifizierung auf Grund der Distribution.

Zunächst die Vergleichung: Gegenstand des Vergleichs sind die Elemente der Ausdrucksform, und zwar aus praktischen Gründen zunächst diejenigen, die äußerlich als Wörter gekennzeichnet sind (S. 151; wenn im folgenden von Wort die Rede ist, so ist damit stets die Ausdrucksform gemeint). Bei einem Vergleich sind drei Ergebnisse möglich: Gleichheit, Ähnlichkeit und völlige Verschiedenheit. Anders als bei bekannten Sprachen ist beim Etruskischen auch die Feststellung der Ausdrucksidentität von Bedeutung; sie ist nämlich eine wichtige Hilfe bei der Feststellung der Inhaltssubstanz — es sei nur an die Forderung der kombinatorischen Methode erinnert, daß eine Bedeutung an allen Belegstellen eines Wortes passen müsse (S. 159). Für die Inhaltsform ist allerdings die Ähnlichkeit entscheidend, die dann gegeben ist, wenn bei zwei verglichenen Wörtern ein Teil der Graphemfolge gleich, ein anderer verschieden ist. Wenn es nämlich gelingt, den Unterschied nicht nur zu beschreiben, sondern auch zu begründen, ist bewiesen, daß dem Unterschied der Ausdrucksform ein solcher der Inhaltsform entspricht; die gewünschte Begründung kann die Beobachtung der Distribution (s. unten) ergeben.

Die eben implizite vorgenommene Prozedur, bei ähnlichen Wörtern an der Nahtstelle zwischen Gleichen und Verschiedenem zu schneiden, und dann anzunehmen, daß das Gleiche die gleiche Inhaltssubstanz, das Verschiedene Unterschiede in der Inhaltssubstanz trägt, ist schon die Segmentierung. Hierbei spürt man das Fehlen der Bedeutung am schmerzlichsten, und man muß mit aller Schärfe betonen, daß jede Segmentierung zunächst hypothetisch ist und jederzeit wieder aufgegeben werden kann. Entscheidend ist, ob man das Fehlen der Bedeutung ausgleichen kann.

Dies scheint nun entgegen den Grundsätzen der Strukturalisten tatsächlich bis zu einem gewissen Umfang möglich zu sein, und zwar durch die Beobachtung der Distribution. Unter den verschiedenen Möglichkeiten von Distribution sind vor allem die identische und die komplementäre wichtig. Das sei an einigen Beispielen demonstriert. Mustert man die etwa 1000 kurzen Grabschriften aus Perugia, so stellt man fest, daß bei etwa achtzig Prozent am Anfang des Textes eines der neun Wörter *larθ arnθ laris aule vel larbi θana fasti veilia* steht, die etwa an zweiter Stelle des Textes fast völlig fehlen. In bezug auf den jeweiligen Gesamttext stehen diese neun Wörter in identischer Distribution; man kann sie vorläufig ein-

unddieselben Wortklasse zuteilen (es ist längst festgestellt, daß es sich um die Praenomina handelt). Weiter stehen die ersten fünf der genannten Wörter stets dann, wenn das zweite Wort des Textes auf *-na -u -e* endet, während die letzten vier vor den Ausgängen *-nei -ui -i* des zweiten Textwortes stehen. Hinsichtlich des zweiten Wortes stehen also die ersten fünf und die letzten vier 'Erstwörter' in komplementärer Distribution; sie bilden Subklassen (Praenomina von Männern und Frauen).

In der gleichen Textgattung kommen weiter nicht selten als dritte oder vierte Wörter des Textes Graphemgruppen vor, die den ersten fünf Textanfangswörtern sehr ähnlich sind: *larθ-al arnθ-al* (in Perugia *larθ-ial arnθ-ial*) *laris-al aule-s vel-us* (so im Süden Etruriens; im Norden *aule-ś vel-uś*). Der Unterschied besteht im Zusatz bestimmter Grapheme am Wortende: *-al* (im Dialekt von Perugia *-ial*), *-s* oder *-us* (bzw. in nördlicher Orthographie *-ś -uś* mit San statt Sigma). Es liegt nun sehr nahe, jeweils *larθ* und *larθal*, *aule* und *aules*, *vel* und *velus* zu Paradigmen zusammenzuordnen, in denen *larθ aule vel* die Lexeme und *-al -s -us* die Formantien wären. *-al -s -us* stehen bei dieser Lexemklasse in komplementärer Distribution; Bedingung für das Auftreten ist der Auslaut des Lexems: *-al* folgt auf *s* oder Dental, *-s* auf Vokal und *-us* auf Liquida<sup>20</sup>. Diese Formantien stehen in bezug auf den Gesamttext in identischer Distribution; sie dürfen darum als lexematisch konditionierte Allomorphe einunddesselben Morphems gelten. Die Beobachtung der Distribution liefert hier also gleich zwei Ergebnisse: Das erste ist die Existenz eines selbständigen Morphems, einer besonderen Stelle im Paradigma, die durch das Auftreten von Allomorphen hinreichend gesichert ist; im Vorgriff auf die substantielle Ebene sei bemerkt, daß die durch *-al -s* oder *-us* charakterisierten Formen in gleichen Umgebungen vorkommen wie indogermanische Genetive, also mit einem gewissen Recht als Genitive bezeichnet werden können. Das zweite Ergebnis ist der Allomorphcharakter von *-al -s* und *-us* in dieser Position. Wenn also immer wieder auf Grund kleinasiatischer Parallelen behauptet wird — zuletzt freilich hauptsächlich von nicht-etruskologischer Seite —, daß nur die Formen auf *-s* Genetive, die auf *-al* aber Adjektive seien, so mag das für eine vorgeschichtliche Periode nicht auszuschließen sein; für das aus den Texten bekannte Etruskische trifft es nicht zu.

<sup>20</sup> Cf. etwa A. J. Pfiffig, Die Sprache 8, 1962, 154

Bei den bisher genannten Beispielen gehört die Kenntnis von Funktion oder Bedeutung zum eisernen Bestand der Etruskologie; es mag als Haarspaltereи erscheinen, wenn hier zunächst von substantiellen Bestimmungen abgesehen wurde. In anderen Fällen kann aber ein solches Absehen von der Substanz und eine Beschränkung auf die reine Inhaltsform durchaus die Kenntnis des Etruskischen fördern; das sei an einem letzten Beispiel exemplifiziert, nämlich an den vieldiskutierten (wenn auch nicht häufigen) Formen auf *-als*. Die entscheidenden Belegtexte<sup>21</sup> sind (die im folgenden diskutierten Graphemkomplexe sind fett gedruckt):

- TLE 321 *θanχvil tarnai an:farθnaxe:marces:tarnes:ramθesc:χaireals  
larθ:tetnies an:farθnaxe:arnθeals:tetnis:ramθesc:višnaials*
- TLE 323 *larθ tute anc farθnaxe veluis tuteis θanχviliuisc turialsc*
- TLE 324 *tute:larθ anc:farθnaxe:tute:arnθals haθlials:ravnθu . . .*
- TLE 570a . . . *eplc. felic larθals afunes . . .*

Zum Verständnis der Beispiele muß noch zweierlei erwähnt werden. Die oben besprochenen Formantien *-al* und *-s* begegnen nicht nur bei den Praenomina, der Klasse der Anfangswörter von Grabschriften, sondern auch bei den Nomina gentilicia, der Klasse der Zweitwörter auf Grabschriften, wo sie freilich keine Allomorphe sind, sondern den Sexusunterschied kennzeichnen, also für femininen bzw. maskulinen Genetiv stehen; die folgende Argumentation gilt aber für die beiden Formantien ohne Rücksicht auf diesen Unterschied. Zweitens: Enklitisches *-c* (in *ramθes-c*) bedeutet sicher „und“.

Ein Formans *-als* sieht aus wie die Kombination der Genetivendungen *-al* und *-s*. Dieser Anschein hat denn auch bisher einhellig die Analyse bestimmt. Pallottino z. B. interpretiert *-als* als verstärkten Genitiv und damit als Beispiel für das von ihm für das Etruskische angenommene Phänomen der rideterminazione morfolologica, der grammatisch funktionslosen Suffixhäufung<sup>22</sup>. Für Pfiffig

<sup>21</sup> Die wenigen anderen Belege geben für grammatische Fragen nichts aus; cf. etwa *ti.tarxnas.crucrials* CJJ 2348 (cf. M. Cristofani, La tomba delle iscrizioni a Cerveteri, 1965, 32 Nr. 2), wo *-als* beim Muttergentile wie normales *-al* verwendet ist.

<sup>22</sup> St. Etr. 7, 1933, 221—243; Elementi di lingua etr. 1936, 43—47; St. Etr. 13, 1939, 333—336: grundsätzliche zutreffende Kritik bei A. J. Pfiffig, Die Sprache 8, 1962, 154—163; Die etr. Sprache 1969, 200—206.

dagegen kennzeichnet *-als* den von ihm so genannten Satzgenetiv, d. h. den Genetiv einer Nominalphrase, der an einem selbst im Genetiv stehenden Wort ausgedrückt wird<sup>23</sup>. Diese Interpretationen übersehen aber ein distributionelles Faktum. Sie gehen davon aus, daß von der fraglichen Erscheinung nur die Wörter betroffen sind, die einen Genetiv auf *-al* bilden. Das ist aber nicht der Fall: Parallel zu den *-als*-Formen an Wörtern mit *-al*-Genetiv stehen bei den Wörtern mit *-s*-Genetiv Formen mit einer Endung *-s* und vorausgehendem Palatalelement: *-uis*, wo der Genetiv auf *-us* ausgeht (*veluis*), *-es*, wo der Genetiv auf *-as* ausgeht (*ramθes*), *-eis* oder *-is*, wo der Genetiv auf *-(i)es* ausgeht. Ein Palatalelement, wie immer es in das phonologische System des Etruskischen einzuordnen ist, kennzeichnet sonst im Etruskischen nirgends einen Genetiv; man kann also hier weder von einem redeterminierten noch von einem Satzgenetiv sprechen. Das distributionelle Verhältnis von *-als* und palatalisiertem *-(u)s* ist das gleiche wie zwischen *-al* und *-(u)s*; man wird den gleichen Schluß daraus zu ziehen haben: *-als* und palatalisiertes *-(u)s* sind Allomorphe eines Morphems, einer eigenen Stelle im Paradigma. Wir müssen danach unsere Paradigmen *larθ larθal* und *vel velus* durch die Größen *larθals* und *veluis* erweitern. Diese Feststellung bezüglich der Inhaltsform ist unabhängig davon, ob und wann wir in der Lage sein werden, die Inhaltssubstanz, die Bedeutung dieser Paradigmastelle zu ermitteln. M. Cristofani hat unlängst gesprächsweise beachtliche Argumente für eine Bestimmung als Ablativ angeführt<sup>24</sup>. Doch dies ist einstweilen eine Vermutung, die sich bestätigen, aber auch in sich zusammenfallen kann. Die Feststellung der Existenz eines besonderen Morphems wird dadurch nicht berührt, eine Feststellung, die unabhängig von aller Inhaltssubstanz oder Bedeutung rein auf Grund der Distribution gewonnen ist.

Fälle dieser Art sind nicht ganz selten<sup>25</sup>. Bei systematischem Suchen stößt man freilich schnell an die Grenze, die durch die Bruchstückhaftigkeit des etruskischen Corpus gesetzt ist. Das ist für die Kenntnis des Etruskischen bedauerlich, aber ohne Belang für die Brauchbarkeit der Methode. Eine Behauptung, daß sich aus einem genügend großen Corpus, etwa vom Umfang des Latei-

<sup>23</sup> Pfiffig, Die Sprache 8, 157; Die etr. Sprache 202f.

<sup>24</sup> Jetzt auch publiziert: AGI 55, 1970 (noch nicht erschienen).

<sup>25</sup> Erwähnt sei das Endungspaar *-ce:xe*; neben Formen auf *-xe* steht nie ein als direktes Objekt interpretierbares Wort (Rix, GGA 220, 1968, 82). Zu *-ce* und *-xe* jetzt auch C. de Simone SE 38, 1970, XXX—XXX.

nischen, mit dieser Methode eine vollständige Grammatik und ein vollständiges Wörterbuch des Etruskischen erstellen ließe — in dem freilich auf der semantischen Seite nur Leerstellen wären —, darf nicht als leere Phantasterei abgetan werden. Wenn man unlängst unter Anspielung auf die Bedeutungsfeindlichkeit des Strukturalismus diesen aufgefordert hat, seine Brauchbarkeit durch eine Beschreibung des Etruskischen zu bewähren<sup>26</sup>, dann kann man nur sagen, daß diese Aufgabe lösbar ist, soweit das trümmerhafte Corpus überhaupt eine Lösung zuläßt.

Ich habe der Beschreibung der Inhaltsform absichtlich einen großen Raum eingeräumt, weil ich der Meinung bin, daß hier im Augenblick die Hauptaufgabe etruskologischer Linguistik liegt. Doch soll zum Schluß auch noch einiges zur Bestimmung von Inhaltssubstanz und Textsinn gesagt werden, die das allgemeine Interesse zweifellos in noch stärkerem Maße beanspruchen. Paradoxerweise ist beim Etruskischen der Sinn eines Textes leichter festzustellen als der Inhalt einzelner Wörter oder Formative. Es ist leichter und mit größerer Sicherheit zu sagen, daß eine Grabschrift, eine Weihinschrift, ja sogar, daß ein Ritualkalender vorliegt, als den Text dann im einzelnen zu verstehen. Es empfiehlt sich also, mit der Bestimmung des Textsinnes einzusetzen.

Die dafür zur Verfügung stehenden Mittel sind erstens der Schluß von der archäologisch-historischen Situation des Textes, sozusagen vom extralinguistischen Kontext, und zweitens die Substitution von anderweitig ermittelter Morphemsubstanz. Zunächst zum extralinguistischen Kontext: Hier sind in erster Linie Art und Funktion des beschrifteten Gegenstandes wichtig. Anders als die Mehrzahl unserer heutigen Texte stehen ja die etruskischen durchwegs auf Gebrauchsgegenständen im weiteren Sinn; man darf annehmen, daß im Normalfall zwischen Text und Gegenstand eine Beziehung besteht. Glücklicherweise sind heute die Methoden der klassischen Archäologie so weit entwickelt, daß Art und Funktion des Gegenstandes fast immer feststellbar sind. Weitere Anhaltpunkte für den Textinhalt sind Fundort und unmittelbare Umgebung der Anbringungsstätte, etwa ein Devotionaliendepot oder eine bildliche Darstellung.

Der Schluß vom extralinguistischen Kontext auf den Gesamtinhalt eines Textes kann auf allgemeinen und auf spezifischen, d. h.

---

<sup>26</sup> P. Aalto in seinem Referat auf der 4. Fachtagung der Indogermanischen Gesellschaft am 31. 7. 1969 in Bern.

den historischen Umkreis des Etruskischen betreffenden Erfahrungen beruhen. So kann man allgemein sagen, daß ein kurzer Text auf einem Sarkophag oder auf einer Aschenurne eine Grabschrift sein wird. Der historische Umkreis liefert in Gestalt der Grabschriften auf den Scipionen-Sarkophagen eine Bestätigung. Zudem gibt es unter den Urnenaufschriften mehrere etruskisch-lateinische Bilinguen, deren lateinischer Teil jeweils den Namen des Bestatteten enthält. Wenn dagegen in einer Grabkammer eine Inschrift an einer hervorragenden Stelle des Grabes steht, am Mittelpfeiler etwa oder an der Eingangstüre, liegt die Vermutung nahe, daß der Text mit dem Gesamtkomplex des Grabes zu tun hat; man wird eine Grabstifterinschrift annehmen, wie wir sie aus zahlreichen römischen Beispielen kennen. Inschriften auf Devotionalien können mit einiger Wahrscheinlichkeit als Weihinschriften, kurze Beischriften zu Figuren als deren Bezeichnungen aufgefaßt werden. Eine Aufzählung aller Möglichkeiten ist nicht sinnvoll; die Voraussetzungen haben mit Linguistik nichts zu tun, und die Folgerungen sind als Analogieschlüsse nicht zwingend.

In der Praxis mindestens ebenso wichtig ist die Substitution anderweitig bekannter Morphemsubstanz. Die meisten etruskischen Texte enthalten nämlich Wörter, deren semantische Werte in anderen Texten bereits identifiziert sind. Sie können dann — die Möglichkeit von Homonymien zugegeben — als Indizien für den Textsinn dienen. So hat man den Text der Agramer Mumienbinden einfach daraus als Ritualkalender bestimmt, daß am Anfang der äußerlich voneinander abgehobenen Textabschnitte jeweils eine Zahl zwischen 1 und 30 steht, daneben öfters einer der aus den Glossen bekannten Monatsnamen und ein aus Weihinschriften bekannter Göttername.

Die eigentlich linguistische Arbeit besteht in der Bestimmung der Inhaltssubstanz, d. h. der Bedeutung der einzelnen Wörter und Formantien. Man hat dazu den Gesamtsinn des Textes entsprechend der (vorher festgestellten) Inhaltsform zu zerlegen. Das ist um so leichter, je kürzer der Text ist, oder besser, je weniger unbekannte Lexeme und Morpheme er enthält; denn natürlich wird man auch hier zunächst die schon bekannten Elemente der Inhaltssubstanz einsetzen. Nun besteht das etruskische Corpus zum größten Teil aus kurzen Texten; der Extremfall sind die Einwortbeischriften zu figürlichen Darstellungen, die nur aus dem Lexem und einem 'Nominativ'-Morphem bestehen. So sehr es einerseits zutrifft, daß Kürze und Eintönigkeit der etruskischen Inschriften

eine umfangreichere Kenntnis der Sprache verwehren, so sehr muß man doch andererseits betonen, daß gerade die Kürze der etruskischen Inschriften es erleichtert hat, überhaupt zu substantiellen Bestimmungen zu gelangen. Hätten wir nur Texte von 10 und mehr Zeilen, würden wir uns sehr viel schwerer tun.

Als theoretische Grundlage für die Bestimmung der Morphem- und Lexeminhalte kann die Feststellung des generativen Grammatikers W. Motsch dienen, daß „zur Beschreibung der semantischen Interpretation eines Satzes Informationen über die Bedeutungen seiner Elemente und über die Konstituenten-Struktur ausreichen“<sup>27</sup>. Da hier die Bedeutungen der einzelnen Elemente gesucht sind, muß die in dieser Bestimmung enthaltene Prozedur umgekehrt werden. Das ist in dem Umfang möglich, als die beiden anderen Größen, die semantische Gesamtinterpretation des Satzes und die Konstituenten-Struktur, gegeben sind. Die semantische Gesamtinterpretation ergibt sich aus dem Textsinn, der sich, entsprechend günstige Umstände vorausgesetzt, auf die eben geschilderte Weise gewinnen läßt; wo der Text nur aus einem einzigen Satz besteht — und das ist im etruskischen Corpus meist der Fall —, sind Satzsemantik und Textsinn sogar identisch.

Zur Bestimmung der Konstituenten-Struktur steht zunächst eine Kenntnis der universellen Möglichkeiten syntaktischer Gliederung zur Verfügung, so etwa, daß die Funktionen von Subjekt und Prädikat in einem Satz vorhanden sein müssen oder daß wir normalerweise die Kategorien Nominalphrase und Verbalphrase erwarten dürfen; hierbei werden Erkenntnisse der generativen Grammatik verwendet. Dazu kommen die Anhaltspunkte, die sich aus den Grundlagen der bilinguistischen Methode ergeben: Von der oberflächenstrukturellen Gliederung eines lateinischen, griechischen oder umbrischen Satzes läßt sich mit einem gewissen Wahrscheinlichkeitsanspruch auf die Gliederung eines etruskischen Satzes mutmaßlich gleichen Inhalts schließen. So wird man archaische Ausdrucksweise griechischer, lateinischer oder oskischer Besitzerinschriften, daß der Gegenstand selbst spricht und sich, als Besitz des NN bezeichnet (Schwyzer, Dial. 3786 Kyme Ταταῖς ἐμὶ λέγουθος . . . „ich bin der Tataie Lekythos . . .“, CIL I<sup>2</sup> 3 Praeneste *Manios med vhevhaked Numasioi* „M. hat mich für N. gemacht“,

---

<sup>27</sup> Folia linguistica 1, 1967, 26, nach Katz-Postal, An Integrated Theory of Linguistic Descriptions 1969.

Ve. 107a Herculaneum *herentateis súm* „ich gehöre der Venus“<sup>28)</sup>, auch für archaische etruskische Besitzerinschriften annehmen dürfen. Weiter: im Griechischen, im Oskischen und oft auch im Lateinischen ist das „ich bin“ der Besitzerinschriften durch das Verbum *εἰμί sum súm* ausgedrückt, in den indogermanischen Nachbarsprachen des Etruskischen dagegen durch „ich“ (lat. *ego*, fal. *ego*, ven. *ego*) unter Verzicht auf die Kopula (CIL I<sup>2</sup> 479 *ego Fulfios*, Ve. 242B *eco quto[n] Euotenosio*, Pell.-Prosd. Pa. 1 *Puponei ego Rakoi ekupetaris*<sup>29)</sup>). Man wird danach eine etruskische Besitzerinschrift wie *mi qutum karkanas* (TLE 63) durch „ich (bin) der Kothon des Karkanas“ wiedergeben dürfen. Das wichtigste Mittel zur Bestimmung der Konstituentenstruktur ist schließlich das Ergebnis der morphematischen Analyse, die reine Inhaltsform; darüber wurde oben (S. 161ff.) schon ausführlich gesprochen.

Für die Bestimmung der Inhaltssubstanz ist grundsätzlich die Deduktion von Textsinn der primäre Vorgang. In der Praxis wäre er bei allen längeren Texten zum Scheitern verurteilt, wenn nicht als zweite Möglichkeit wieder die Substitution bekannter Inhaltssubstanz zur Verfügung stünde, von Wortbedeutungen und Formenfunktionen, die teils aus Glossen, zum größeren Teil aber aus anderen, meist kürzeren verständlichen Texten bekannt sind. Auf diese Art und Weise kann auch in längeren Texten die Zahl der unbekannten Inhaltssubstanzen soweit reduziert werden, daß ein Schluß vom Textsinn auf noch unbekannte Inhaltssubstanz möglich ist.

Als Beispiel dafür sei eine jüngst gefundene und von M. Pallottino<sup>30</sup> treffend interpretierte Grabstifterinschrift aus Cerveteri vorgeführt (sie ist durch Striche in drei Abschnitte geteilt):

*laris avle larisal clenar sval cn šuθi cerixunce  
apac atic sanišva θui cesu  
clavtieθurasi*

Zu übersetzen ist auf Grund anderweitig bekannter Inhaltssubstanz „Laris (und) Aule, des Laris Söhne, zu Lebzeiten dieses Grab errichteten. Sowohl *apa* als auch die Mutter *sanišva* hier

<sup>28</sup> Die Belege aus: E. Schwyzer, *Dialectorum Graecarum exempla epigraphica potiora* 1923; *Corpus inscriptionum Latinarum* I<sup>2</sup> 2, 1918—43; E. Vetter, *Handbuch der italischen Dialekte* I 1953. Weitere Belege bei Fr. Slotty, *Beiträge zur Etruskologie* I, 1952, 169f.

<sup>29</sup> Das venetische Beispiel aus G. B. Pellegrini—A. L. Prosdocimi, *La lingua venetica* I, 1967, 327; zum übrigen cf. Anm. 28

<sup>30</sup> St. Etr. 37, 1969, 79—85.

ruhen. Für die Claudier-Familie". *apa*, bisher schon öfter belegt, aber in seiner Bedeutung nicht bestimmbar, ist durch diesen Neufund substantiell eindeutig fixiert. Was soll ein Wort, das durch -c -c „sowohl — als auch“ mit *ati* „Mutter“ verbunden ist und eine ähnliche phonematische Struktur besitzt, das in einem Text steht, nach dem die Söhne für die Familie ein Grab errichteten, was soll ein solches Wort anderes bedeuten als „Vater“? Aber auch die Enttäuschung bleibt nicht aus: Obwohl alle anderen Wörter und Formen des Textes bekannt sind und der Text selbst als Grabstifterinschrift erwiesen ist, bleibt die Bedeutung von *sanišva* einstweilen unbestimmbar.

Ich habe noch keine Theorie gefunden, die erklären könnte, warum von zwei unbekannten Wörtern eines etruskischen Textes für das eine die Bedeutung bestimmbar ist und für das andere nicht. Das mag einfach daran liegen, daß es einem Einzelphilologen nicht ganz leicht fällt, die allgemein-sprachwissenschaftliche Literatur vollständig zu überblicken. Aber auch wenn eine solche Theorie tatsächlich noch nicht vorhanden sein sollte, kann sich das bei der stürmischen Entwicklung der modernen Linguistik rasch ändern. Sicher ist jedenfalls, daß die hier vorgetragenen Überlegungen bei weitem nicht alle Möglichkeiten erschöpft haben, die Beschreibung und damit die Kenntnis des Etruskischen mit Hilfe moderner linguistischer Theorien zu verbessern.